

Poesie der Gräser

Bilder und Texte

Katrin Züger

16. Januar 2019

1 Gräser

Gräser, nichts als Gräser. Was ist das schon. Gras. Etwas für Kühe. Sie fressen es, wir bekommen Milch dafür. Da wir nicht so gut im Verdauen von Gras sind. Ich schaue genauer hin. Es sind Kunstwerke, einen halben Meter hoch, wiegen sich im Wind, in blühendem Zustand. Vielgestaltige Formen, echte Ähren, Scheinähren, einfache Trauben, Doppeltrauben, Rispen, Fingerähren, Ährentrauben. Süssgräser, Sauergräser, Riedgräser, Binsen, Simsen, an die zwanzigtausend Arten. Existieren seit der Kreidezeit. Die Süssgräser mit den meisten Ausprägungen, darunter Mais, Reis, Weizen, Hirse, Roggen, Hafer, Gerste, Dinkel, Zuckerrohr. Aber die sind hier nicht gemeint, sondern die Unaufdringlichen, die sich in Wiesen und Weiden versammeln, sich unbedeutend geben. Hundsquecke, Mäusegerste, Hühnerhirse, Blaugras, grosse Kammschmiele, nickendes Perlgras, Flaumhafer, wehrlose Trespe, flutender Schwaden, Zittergras, Sumpfreis, Pfeifengras, wolliges Honiggras, Knollen-Rispengras, kleines Liebesgras, Hunds-Straussgras, Mäuseschwanz-Schwingel. Grün dominiert. Wegen der Kühe vielleicht. Doch hier sind zurzeit keine Kühe. Ich studiere die Blüten, suche die Unterschiede, komme an kein Ende. Mir gefällt das Wollgras, ein Sauergras. Hat mich seit jeher fasziniert. Die leuchtenden weissen Büschel oben am Stängel, vom Wind zerzaust, in eine Richtung gedreht, inmitten von intensivem Grün auf feuchtem Untergrund. Ein Sammelsurium aus Borsten, die den Fruchtknoten umgeben und nach der Blüte dem Samen als Flugorgan dienen. Eine Lichtpflanze, wörtlich, wächst bei vollem Licht und erträgt keinen Schatten. Bin ihm auf Reisen begegnet im hohen Norden, auf Wanderungen in den Alpen und neuerdings in der Nähe, scheint mir, unten am See, hinter dem Schilfgürtel am Ufer, weckt heimelige Gefühle, warum auch immer.



2 Süssgräser

Gleich neben dem Baumwollgras das Schilfrohr, ein Süssgras, unser höchstwüchsiges Gras, ist mir ebenso lieb, wegen seiner aufrechten Haltung, seiner Biegsamkeit, der Schönheit der rotbraunen Wedel, die eigentlich Ähren sind. Kindheitserinnerungen, als die Familie noch Sonntagsspaziergänge ins Riet unternahm. Mag Sumpfwiesen, Moor-, Schlick- und Schlammböden, ist ohne wirtschaftlichen Nutzen. Gilt als Wucherer. Bodenlockerung und Hacken verschlimmern das Übel. Zuletzt bleiben nur Umbruch und Herbizide. Doch dies hier ist Naturschutzgebiet, hier darf es gedeihen, sich zu Röhricht verbinden und Heimat für Vögel sein. Teichrohrsänger zum



Beispiel, die im Frühling für einige Zeit hierher ziehen und mit ihrem leisen Gesang die Passanten erfreuen. Zu sehen bekommt man sie selten.

3 *Wiesen*

Ich steige auf den Hochsitz, am Rand einer Wiese, rundum von Wäldern bestanden, eigentlich für Jäger gedacht, setze mich hin, auf die nackte Holzlatte. Blicke in die Weite, so weit es geht, suche mit den Augen die Gegend ab. Still ist es, ab und zu ein fernes Grollen von einem Flugzeug. Ich hoffe auf Rehe. Wind hat sich erhoben. Eigenartig warm ist er, nachdem es am Morgen noch kühl und regnerisch gewesen ist. Ich lege



die Jacke ab, die ohnehin die falsche Farbe hat. Zu viel Rot. Spähe herum. Das Gras in der Wiese ist hoch. Gleichmässig grün. Der Wind streicht darüber hinweg, zwingt es, sich zu ducken. Böen verwandeln es in Wellen, ein grünes Meer. Wissen wir, was in Wiesen vor sich geht, die scheinbar harmlos und friedlich vor sich hin gedeihen? Wir können es nur erahnen. Oder mitverfolgen mit der Kamera, die einen Marienkäfer begleitet: Heuschrecken, die zu gefräßigen Raubtieren mutieren, Ameisen, die Todestänze aufführen, Wespen-Killerkommandos, die ihre Opfer aus der Luft ausspähen. Ich höre Stimmen, schaue mich um. Ein Jammern, Klagen, Seufzen. Baumstämme, die im Wind schwingen und sich aneinander reiben. Ich warte zwei Stunden, sitze da, auf dem Hochsitz, kein Mensch so früh am Morgen, nur Natur, keine urtümliche, sondern domestizierte. Natur immerhin, und ein neuer Blick auf die Welt, von oben herab, ein verändertes Bild der Wiese, des Walds, der Wege. Ich bin zufrieden, auch ohne Rehe. Steige herunter von der wackligen Konstruktion und gehe meines Wegs. Nach Hause.

4 *Wildnis*

Natur. Urwald. Weite. Ferne. Reinheit. Unberührtheit. Unverdorbenheit. Unbeflecktheit. Grenzenlosigkeit. Ursprünglichkeit. Sehnsucht. Rückzugsort für die Seele. Wildnis.



Aber was genau ist Wildnis? Das Stückchen Wald, das gehegt und gepflegt wird, in das Lichtungen geschlagen werden, um Verjüngung zu ermöglichen? Zerklüftete Berglandschaften, in die sich im Winter wegen Schnee, Eis und Kälte niemand hintraut ausser ein paar tierische Spezialisten – Gämsen, Steinböcke, Adler, Dohlen? Der Fluss, der renaturiert wird und nun ein Stück weit mäandern darf? Ein Garten, der sich selbst überlassen wird? Land, das niemandem gehört? Städte, auf deren Strassen Autos, Motorräder, Velos und Fussgänger sich das Fortkommen schwer machen? Die Rentierweiden Lapplands? Die Regenwälder am Amazonas? Die Feenkreise in der Kalahari? Die sibirische Taiga? Die arktischen Tundren? Die Eis- und Kältewüsten der Antarktis? Der Nationalpark, in dem Tiere frei herumstreunen dürfen, Vortritt auf der Strasse gewährt bekommen und von Gaffern mit der Kamera verfolgt werden? Die Wildnis hat viele mögliche Gesichter.

«Wildnis ist kein Luxus, sie ist eine Notwendigkeit für den menschlichen Geist und so unerlässlich für unser Leben wie Wasser und gutes Brot.» Edward Abbey.

Wildnis ist dort, wo keine Menschen sind und keine hin gelangen. Kann sein, dass es keine Wildnis mehr gibt.

5 Pflanzen am falschen Ort

Da kommt Niklas. Was steht auf dem Programm? Unkraut jäten, sagt der alte Bauer. Niklas hat gerade nichts Besseres zu tun. Man befindet sich abseits des grossen Geschehens in Andalusien. Doch eigentlich stimmt der Name nicht, meint der Bauer. Als wären die Pflanzen nutzlos. Beikraut findet er besser. Wildkraut geht auch. Oder Ungras. Oder Kulturpflanzenbegleiter.



Was ist Unkraut? Pflanzen am falschen Ort. Horror der Gärtner. Vogelmiere, Knopfkraut, Kreuzkraut, indisches Springkraut, Giersch, Quecke, Löwenzahn. Werden gejätet, ausgerissen, misshandelt, vernichtet, vergiftet, mechanisch, biologisch oder chemisch. Und dann? Grüngutabfuhr, Komposthaufen. Oder Küche, denn Löwenzahn zum Beispiel, Giersch oder Vogelmiere sind essbar und reich an Vitaminen und Mineralstoffen, lassen sich für Salate und Smoothies einspannen. Oder man lässt dem Unkraut keinen Raum, zum Beispiel durch Mulchen, oder pflanzt schnellwachsende Pflanzen wie Storchenschnabel oder Farn, die dem Unkraut das Licht entziehen und ja auch schön anzusehen sind.

Könnte man nicht alle Pflanzen leben lassen? Wohl nicht. Wir brauchen ja auch etwas zu essen.

6 Herbstzeitlose

Sieh mal, die Blume da. Diese Blässe. So einsam und so früh im Jahr. Ende Juli ist es erst. Wagt sich frühreif hervor. Denkt vielleicht, es ist schon Herbst. Aber es ist noch Sommer, könnte nicht mehr Sommer sein, so warm, so trocken, so anhaltend. Doch dann, im September, als ich wieder vorbeikomme, hat sie die Artgenossinnen mobilisiert, die Wiese ist nun gesprenkelt voll, ein Gewimmel und Gewusel aus



hellgrünem Gras und lila Blüten. Herbstzeitlosen. Aber warum Herbstzeitlosen? Weil der Herbst so zeitlos ist oder die Herbstzeit lose? Ich frage die, die zuerst da war. Weil wir nicht wie alle anderen sind und im Frühling und Sommer blühen, sagt sie, sondern erst im Herbst, die Zeitlosen eben. Weisst du, dass es auch einmal anders war, dass die Zeitlosen die Blumen im frühen Frühling waren, Krokusse und so, und dass wir irgendwann beschlossen, das Blühen auf den Herbst zu verschieben, einfach so, weil es uns gefiel, und also zu den Herbstzeitlosen wurden? Und wusstest du, dass wir zwar im Herbst blühen, aber erst im Frühling die Blätter und die Früchte spriessen lassen? Gerne werden wir so mit dem Bärlauch verwechselt, der nicht giftig ist, wir Herbstzeitlosen sind es aber umso mehr.

Ich mag Herbstzeitlosen, weil ich den Herbst mehr mag als den Sommer.

7 Moderkäfer

Ein schwarzer Käfer, auf dem kiesigen Weg gegen Ende meiner freitäglichen Wanderung. Gehe dem Fluss entlang, rechtsufrig hin, linksufrig zurück. Kein Sommersonnenwetter. Es ist eher kühl, ab und zu tröpfelt. Kaum jemand hat sich wie ich nach draussen gewagt. Der Fluss liegt da, smaragdgrün, bewegungslos, als möge er nicht mehr fließen. Auf dem Dammweg nun eben dieser Käfer. Versuche ihn zu



fotografieren. Scheint irgendwie behindert. Müsste er sonst nicht weglaufen? Dreht sich vielmehr mir zu, immer wieder, wenn ich um ihn herumgehe, um ihn von der Seite her zu knipsen. Muss noch herausfinden, welcher Art er ist. Wind kommt auf. Ich muss weiter. Das Wasser beginnt sich zu kräuseln. Auf den Bäumen hocken schwarze Kormorane. An den Ufern fischen weisse Seidenreiher, der eine oder andere Graureiher, auch ein menschlicher Fischer sucht sich ein Plätzchen. Schwäne sind von weither zu erkennen, helle Farbtupfer im dunklen Grün des Flusses. Schwärme von Schwalben kurven in atemberaubendem Tempo über die Landschaft, haarscharf an Bäumen, Sträuchern, haushohen Maisstauden und Drahtzäunen vorbei, ohne je zusammenzustossen. Künstler der Lüfte, die sich kaum je zur Ruhe setzen. Doch dann entdecke ich sie, oben auf den kahlen Ästen eines abgestorbenen Baums, haben sich zu Dutzenden niedergelassen, um sich eine kurze Rast zu gönnen, um sie herum das endlose Geschwirr ihrer Artgenossen, ein Kommen und Gehen vor der Kulisse eines trüben Himmels.

Habs herausgefunden, später, zuhause. Ein Schwarzer Moderkäfer wars. Sieht aus wie ein klein geratener Skorpion, gebärdet sich auch so, wenn er sich bedroht fühlt. Spreizt die Mandibeln, hebt das Hinterteil und streckt es dem Ruhestörer entgegen, bespritzt ihn notfalls mit einem übelriechenden Sekret. Ich sah nichts dergleichen, hatte eher das Gefühl, der Käfer suche Freundschaft. Oder wollte er sich doch mit mir anlegen?

8 *Schmetterlingshaft*

In einer abgelegenen Ecke in den Cevennen streife ich durch blühende Wiesen, begegne seltsamen, noch nie gesehenen Wesen mit seltsamem Namen, Libellen-Schmetterlingshafte. Sind aber weder Libellen noch Schmetterlinge, sondern Netzflügler. Zitronengelbe Flügel, schwarze Aderung, teilweise durchsichtig, schwarzer Körper, schwarze Fühler, so lang wie die Vorderflügel. Schwirren geräuschvoll



um mich herum, auf der Jagd nach Insekten, hängen sich an Grashalme mit weit geöffneten Flügeln, machen sich davon, wenn sie sich gestört fühlen. Lieben die Wärme und fliegen nur bei Sonnenschein. Wenn die Sonne verschwindet, klammern sie sich mit den Mundwerkzeugen an einen Halm, die Flügel wie ein Dach übereinander gefaltet, nach dem Licht ausgerichtet, verharren dort, bis die Sonne wiederkommt, selbst wenn der Halm bricht, bewegen sich auch dann nicht, wenn sie zu verhungern drohen. Feiern gerade Flughochzeit, Mai bis Juni, erfreuen sich vier bis fünf Wochen des Lebens, dann sterben sie. Oder leben in den aus den Eiern geschlüpften Larven weiter. Deren Entwicklungszeit dauert ganze zwei Jahre. Dann gibt es neue fliegende Libellen-Schmetterlingshafte.

9 *Schneckengeschichten*

Es ist früh im Sommer, ich gehe so dahin, im Vogelpark in der Camargue, auf schmalem Weg, dem einen Teich entlang, dazwischen Bäume und Sträucher, auf der anderen Seite ein grösserer Teich, gesäumt von Röhricht, das sich willenlos im Wind biegt. Sehe plötzlich, an einem Schilfrohr, ein Häuschen kleben, apart gemustert, geringelt, weiss, beige, braun. Schwingt mit dem Schilf im Rhythmus des Winds. Sehe weitere, grössere, kleinere, auch an anderen Pflanzenstängeln. Was tun sie hier? Gibt es etwas Besonderes zu fressen? Geniessen sie die Sonne, die Bewegung, das Schwanken im Wind? Schlafen sie? Ich will sie fotografieren, vor grünem Hintergrund.



Seltsamerweise kehren sie mir stets den «Rücken» zu. Versuche das Schilfblatt zu drehen. Es wehrt sich, kehrt immer wieder in die angestammte Lage zurück. Dem Bewohner des Häuschens wird es zu bunt, er kriecht hervor, eine hellbraune, schleimige Masse, Kopf mit Fühlern und Hinterteil, schein mir etwas mitteilen zu wollen. Verzieh dich, lass mich in Ruhe, oder so. Was für ein Glück, fürs Foto. Verstehe, sage ich, und gehe weiter. Denke an zuhause. Wie ich manchmal Leben rette. Auf der Strasse. Auf dem Trottoir. Regenwürmer. Schnecken. Häuschenschnecken. Eher als Wegschnecken. Hebe sie auf, wenn sie Gefahr laufen, auszutrocknen, zertreten oder überfahren zu werden. Trage sie ins Gras oder ins Gebüsch, hoffe, dass sie dort weiterleben. Suhle mich im Gefühl, eine gute Tat vollbracht zu haben. Diese hier brauchen keine Rettung.

10 Eine Frage der Perspektive

Ameisenhaft sei der Mensch. Er solle sich nicht so wichtig nehmen. Sagt einer, der meint, er wisse Bescheid. Weiss er Bescheid?

Die Ameise an und für sich ist nicht viel, wiegt ein halbes Milligramm und kann allein nicht viel ausrichten. Aber es gibt mehr Ameisen als sonstige Lebewesen, und alle Ameisen zusammen wiegen mindestens so viel wie alle siebeneinhalb Milliarden Menschen. Ameisen fressen mehr Fleisch als alle Tiger, Löwen und Wölfe. Ameisen können unglaubliche Hindernisse überwinden. Ameisen sind selbstlos, wissen nicht, wer sie sind, sehen sich nicht als Einheit, sondern als Teil der Masse. Haben keine eigenständigen Wünsche, Hoffnungen, Gedanken. Haben überhaupt keine Wünsche, Hoffnungen, Gedanken. Sie sind aber auch nicht alle gleich, haben unterschiedliche Charaktere, die eine folgt immer einer Spur, die andere geht ihren eigenen Weg, die eine greift sofort an, die andere hält sich zurück. Ameisen sind vergesslich, können sich nicht wie Bienen oder Menschen an Nahrungsquellen erinnern. Ameisen halten zusammen, formen Wege, sind wohl die grössten Wegmacher auf dem Planeten. Wie das geht? Mit Duftstoffen. Ameisen versprühen Duftmoleküle. Pheromone. Eine findet eine Futterstelle, hinterlässt auf dem Weg dazu eine Duftspur, läuft zurück, die Duftspur verstärkt sich, andere folgen ihr, die Spur wird immer stärker. Eine Ameisenstrasse entsteht.



Menschen, die wie Ameisen sind, ameisenhaft eben, klein und unbedeutend. Oder stark wie Bären, schlau wie Füchse, schmutzig wie Schweine, unterwürfig wie Hunde, heimtückisch wie Hyänen, hinterhältig wie Schlangen, feige wie Strausse, die bei Gefahr den Kopf in den Sand stecken (was sie ja nicht wirklich tun). Die Menschen nennen sich Menschen, alle anderen sind Tiere – Ameisen, Bären, Füchse, Schweine, Hunde, Hyänen, Schlangen, Strausse. Kosmische Unbescheidenheit, anthropozentrischer Grössenwahn nennt es Günther Anders: Die Spezies Mensch, die sich Millionen von Tierarten gegenüberstellt, als ob diese alle eins wären. Stell dir Ameisen vor, die in der Schule lernen, dass es Ameisen, Tiere und Pflanzen gibt. Oder Friedrich Nietzsches Mücke, die mit dem Pathos der Einzigartigkeit durch die Luft schwimmt und in sich das Zentrum der Welt fühlt.

11 Grümpel

Bin schon drei Stunden unterwegs, zu Fuss, habe einiges hinter mir, schöne Wege, vertrocknete Felder, einen Reiterhof mit Pferden und Jockeys, die auf einer Sägemehlbahn schnelle Rennen trainieren. Bei angenehmem Klima, wenn die Schwüle nicht wär.



Habe einen Bach auf dem Weg in die Weltmeere begleitet, in umgekehrter Richtung, bin durch geschützte Natur gegangen, Wald, an Häusern vorbei, und auf der Hauptstrasse gelandet. Wandere jetzt auf dem Velostreifen, der auch für Fussgänger gedacht ist, allein, kein Mensch und kein Velo ist zu sehen. Ferienzeit. Nur Autos flitzen unverdrossen an mir vorüber. Da kommt mir doch noch ein Velofahrer entgegen, mit Helm, die Füsse seltsam nach aussen verdreht, an der Lenkstange ein Korb, gefüllt mit allerlei Dingen. Lacht mich an. Jeden Morgen sammle er Grümpel ein, ruft er mir zu. Was für Grümpel, frage ich. Da ist er schon vorbei. Viel Erfolg, rufe ich ihm nach. Gehe weiter, die Strasse hoch, in den Wald. Ein Hund kommt mir entgegengeläufig, ein grosser, schwarzer, Sennenhund oder so. Trägt einen Ast in der Schnauze, ein gutes Zeichen. Aber so allein? In gehörigem Abstand sein Herrchen. Ruft. Bono! Bono lässt den Ast fallen und läuft zu ihm. Wow, der Hund weiss, was sich gehört, aus menschlicher Sicht. Sage ich zu dem Mann, als ich vorbeigehe. Mängisch, sagt der Mann, und freut sich. Ich mich mit ihm.

12 Regenwurm

Warum Regen und Wurm? Wurm ist doch klar, wegen des Kriechens. Regen eigentlich auch. Bei Regen kriechen sie aus den Löchern. Aber warum? Die Meinungen sind geteilt. Vielleicht mögen sie das feuchte Milieu. Oder sie drohen in den Gängen zu ertrinken oder zu ersticken. Oder sie fürchten sich vor den Maulwürfen. Man weiss es nicht so genau. Der Name könnte aber auch auf «reger Wurm» zurückgehen, wegen ihrer unentwegten unterirdischen Aktivität. So hiess der Wurm zumindest im 16. Jahrhundert. Aber warum geraten sie immer wieder auf die asphaltierte Strasse, wo sie nicht weiterkommen, sich zu Tode winden, vertrocknen, wenn sie nicht rechtzeitig gerettet werden?



Was weiss ich sonst noch über Regenwürmer? Wenig, fürchte ich. Aber ich lerne. *Den* Regenwurm gibt es nicht. Über dreitausend Arten werden unterschieden, in unserer Gegend soll es etwa vierzig geben. Je nach Art werden sie drei bis acht Jahre alt. Leben als Zwitter, die sich gegenseitig befruchten. Wohnen in selbstgebauten Röhrengängen. Sind wechselwarm, blind, taub, stumm, haben keine Zähne, aber mehrere Herzen, sind somit die herzlichsten Lebewesen auf dem Planeten. Können vorwärts und rückwärts kriechen. Graben und fressen praktisch ununterbrochen. Wird es ihnen im Sommer zu trocken oder im Winter zu kalt, graben sie sich in die Erde ein, ringeln sich zusammen und fallen in eine Art Sommer- respektive Winterschlaf. Ernähren sich hauptsächlich von abgestorbenen Pflanzenteilen. Sind fleissige Landarbeiter, wühlen sich durch das Erdreich, arbeiten totes Pflanzenmaterial in den Boden ein, produzieren wertvollen Humus, sorgen für gute Durchlüftung, verbessern die Wasseraufnahme, erleichtern das Wurzelwachstum. In einem Quadratmeter Ackerboden leben um die hundert Regenwürmer.

Ein beeindruckendes Wesen, finde ich, wenn auch äusserlich etwas glibberig, anfassen mag ich es deswegen nicht so gern. Muss ich aber, wenn es einer wieder einmal nicht von der Strasse in die Wiese schafft.

13 Schwarzes Knäuel

Was ist denn das? Bewegt sich, rollt den Strassenrand entlang. Ein schwarzes Knäuel, ab und zu schimmert es weiss. Sehe es durchs Fenster des Postautos. Rätselraten. Ein Dachs, meint der Chauffeur. Unterwegs, mitten am Tag. Was macht er da? Wohin rennt er? Hat



sich wohl in den Tag hinein verlaufen. Sucht verzweifelt nach einem Ausweg. Das Postauto überholt ihn vorsichtig, biegt in den Kreisel ein, der Dachs ist nicht mehr zu sehen. Hat hoffentlich überlebt. Nicht wie jener, den ich ein paar Tage zuvor unten am See gesehen habe. Lag im Graben neben dem Spazierweg. Tot. Ein vermoderndes Stück Fleisch, der Kopf noch zu erkennen, die Zähne gebleckt. Als ich das nächste Mal vorbeiging, war er weg. Dachse sind gesellige, witzige, bärbeissige Gesellen. In der Landwirtschaft werden sie gehasst, weil sie die Wiesen umgraben und im Mais Schäden anrichten. Zu Zeiten der Nassrasur waren Rasierpinsel aus ihrem Haar legendär. Sie sind näher bei uns, als ihre nächtliche Heimlichkeit errahnen lässt.

14 *Warten*

Vor dem Fenster hängt ein feines Netz, taumelt im Wind. Mitten drin eine Spinne, winzig klein, kaum zu erkennen, schwingt mit dem Netz. Bewegt sich ansonsten nicht. Stundenlang. Hockt da. Wartet. Wohl darauf, dass sich eine Mücke im Netz verheddert, eine Fliege oder sonst was Insektiges. Aber es ist Winter. Mücken und Fliegen sind rar. Die Spinne hält stand, harrt aus. Der Wind legt zu, wird zum Sturm, zerreisst



das Netz. Die Spinne sehe ich nicht mehr. Hat der Wind sie fortgeblasen? Am nächsten Tag ist sie wieder da, hat ein neues Netz gespannt, hängt mittendrin, wartet. Ich achte sie für ihre Geduld, ihre Ausdauer, ihre Standhaftigkeit, ihren Eigensinn. Schau sie mir näher an. Ein kleines Wunderwerk. Diese Augen, die Beine, der Kopf, der mit der Brust verschmolzen ist, leuchtet rötlich-gelb, das Netz, die feinen Fäden, die jetzt farbig im Abendlicht schimmern. Möchte mich mit ihr verständigen. Möchte wissen, welcher Art sie ist, wie sie sich fühlt, was sie mag, wovor sie sich fürchtet, wie lange sie zu leben gedenkt. Sie antwortet nicht. Hat zu tun, harrt weiter aus, in ihrem Netz, wartet.

Warten ist leere, verlorene, sinnlos verstreichende Zeit. Meinen wir. Statt dass die Dinge laufen wie gewohnt, passiert nichts. Das Nichts tritt an die Stelle von dem, was sein sollte. Reisst uns aus dem wirbligen Strom der Welt. Lässt uns Stillstand empfinden, Unentrinnbarkeit, Unruhe, Ungeduld, Enttäuschung, Demütigung. Es gibt Menschen, die verzichten lieber aufs Museum, als sich ans Ende der Schlange zu stellen. Hinzu kommt die Langeweile, gefürchtet in unseren hektischen Zeiten. Lieber als nichts tun wir etwas. Essen zum Beispiel, trinken, rauchen, hin- und hergehen, mit den Füßen wippen, die Fingernägel traktieren, ins Handy starren, Musik hören, für Regen tanzen. Wenn schon sinnlose Zeit, soll sie möglichst schnell vergehen. Zur Überwindung der Leere. Doch Warten lässt sich lernen. Von der Spinne zum Beispiel.

15 *Krautsaum*

Bin ihr früher oft entlang gefahren, im Postauto. Habe aus dem Fenster geschaut, wusste, dass da etwas war, habe mir den Namen gemerkt, Reppisch, so heisst ja auch das Tal, habe mich nicht weiter darum gekümmert. Die Wege trennten sich, der Bach floss nordwestwärts, das Postauto kurvte die enge Strasse hoch, durch den Wald, an Schrebergärten vorbei, ins Dorf, in die Stadt. Die Reppisch kommt von oben, wie alle Fliessgewässer. Startet als Chrebsbach, der nach zwei Kilometern in den Türlensee fliesst, dort mit dem Seewasser



verschmilzt und als Reppisch im Nordwesten des Sees wieder zum Vorschein kommt. Ab hier, zwanzig Kilometer lang, behält sie den Namen, bis sie in der Limmat verschwindet. Geboren wurde sie in der letzten Eiszeit, vor etwa zehntausend Jahren. Eine mächtige Eiszunge füllte den oberen Teil des Tals aus, gebildet vom Reussgletscher und einem Seitenarm des Linthgletschers, der aus dem Zürichseetal über das Hirzelgebiet ins Knonaueramt drängelte.

Nur der Albiskamm und die Spitze des Aeugsterbergs schauten hervor. Aus dem Gletschertor floss ein Gletscherbach, die Reppisch. Beim Abschmelzen der Eismassen kam es zu einem Bergsturz, Millionen Kubikmeter Molasse rutschten in den Bach und stauten ihn zu einem See auf. Er floss zunächst westwärts über den Hexengraben Richtung Reuss ab. Später änderte er die Richtung und nahm den Weg um den Bergsturz. Auf ihrem Weg zur Mündung schlängelt sich die Reppisch nun vielerorts naturbelassen durch das Reppischtal, gesäumt von Wiesen und Ufergehölz, dazwischen der Krautsaum, ein extensiv bewirtschafteter Streifen Dauerwiese, der nicht gedüngt und auch nicht mit Pestiziden behandelt werden darf.

Referenzen

- Edward Abbey, Die Einsamkeit der Wüste, Naturkunden, Matthes & Seitz, Berlin 2016
- Amt für Landschaft und Natur, Fachstelle Naturschutz, Baudirektion Kanton Zürich, Merkblatt Hecken
- Günter Anders, Die Antiquiertheit des Menschen, 7. Auflage, München 1988, Verlag C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
- Sven Behrisch, Kriech und Frieden, Das Magazin 15/2017
- Rolf Dobelli, Die Kunst des guten Lebens, Die Weltveränderungsidee, Teil 2, München 2017, Piper Verlag
- Ralf Konersmann, Wenn es nicht weitergeht, NZZ 11.3.2017
- Claus Mikosch, Señor Gonzalez, Gütersloh 2018, Gütersloher Verlagshaus
- Robert Moor, On Trails, New York 2016, Simon & Schuster
- Netz Natur, SRF1, 31.5.2018
- Friedrich Nietzsche, Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, in: Unzeitgemässe Betrachtungen, 6. Auflage, Stuttgart 1976, Alfred Kröner Verlag
- Wikipedia
- www.bioaktuell.ch
- www.bund-naturschutz.de
- www.hausinfo.ch
- www.kuriosetierwelt.de
- www.nabu.de
- www.ndr.de
- www.pronatura.ch
- www.regenwuermer.info
- Katrin Züger, Tongasoa, Edition Montagnola, BoD, Norderstedt 2018
- Katrin Züger, Projekt «Wortgeschichten»